



DER  
JUNGFRAÜLICHE  
MANN

MARCEL PRÉVOST

# **Der jungfräuliche Mann**

**Marcel Prévost**

## **Inhalt:**

[Der jungfräuliche Mann](#)

[Erstes Buch: Der Schuldige](#)

[Zweites Buch: Die Gefangene](#)

[Drittes Buch: Der Richter](#)

*Der jungfräuliche Mann, Marcel Prevost  
Jazzybee Verlag Jürgen Beck  
Loschberg 9  
86450 Altenmünster*

*ISBN: 9783849656881*

*[www.jazzybee-verlag.de](http://www.jazzybee-verlag.de)  
[admin@jazzybee-verlag.de](mailto:admin@jazzybee-verlag.de)*

**Marcel Prévost - Biografie und Bibliografie**

Franz. Romanschriftsteller, geb. 1. Mai 1862 in Paris, verstorben am 8. April 1941 ebenda. Besuchte eine Jesuitenschule und die Polytechnische Schule in Paris und erhielt eine Anstellung an der Tabakmanufaktur in Lille, die er 1891 aufgab, um in Paris ausschließlich der Schriftstellerei zu leben. Schon sein erster Roman: »*Le Scorpion*« (1887), die tragische Geschichte eines geistlichen Hilfslehrers in einer Jesuitenschule, erregte Aufsehen durch die Feinheit der psychologischen Beobachtung und die genaue Kenntnis des Priestertums. Ihm folgten »*Chonchette*« (1888), »*Mademoiselle Jaufre*« (1889), »*La cousine Laura, mœurs de théâtre*« (1890; deutsch, Münch. 1895). Mit »*La confession d'un amant*« (1891) verband P. eine prinzipielle Erklärung, worin er sich als Gegner des Naturalismus und Erben des sentimentalischen Romans der George Sand hinstellte. Alexandre Dumas trat für P. ein, der von da an einer der beliebtesten Autoren Frankreichs wurde. Er ließ drei Serien »*Lettres de femmes*« (1892, 1894, 1897), »*L'automne d'une femme*« (1893), »*Le moulin de Nazareth*« (1894) folgen und erreichte mit »*Les demi-vierges*« (1894; deutsch, Leipz. 1895 u. ö.), die gegen die allzu freie Mädchenerziehung gerichtet sind, einen der größten Erfolge, der ihm auch mit der Bühnenbearbeitung (1895) treu blieb. Der philosophisch angehauchte Roman »*Le Jardin secret*« (1897) zeigte sein Talent von einer neuen Seite und mit den zwei Bänden »*Les vierges fortes*« (I: »*Frédérique*«; II: »*Léa*«, 1900) entpuppte sich P. als ein ernster Frauenrechtler. Ein wahres Programm der weiblichen Erziehung entwickelte er in »*Lettres à Françoise*« (1902). »*La Princesse d'Erminge*« (1905) schildert ein Familiendrama in der vornehmen Welt und »*Monsieur et Madame Moloch*« (1906), das Leben an einem kleinen deutschen Fürstenhof der Gegenwart. Erst 1904 schrieb P. ein Werk direkt für die Bühne: »*La plus Faible*«, das sich

jedoch an der Comédie Française nicht lange zu halten vermochte. Im »*Figaro*« ist P. seit 1902 der beliebteste Chroniqueur. Die meisten seiner zahlreichen Romane sind im Langenschen Verlag in München deutsch erschienen. Vgl. Bertaut, *Marcel P.* (Par. 1904).

## **Der jungfräuliche Mann**

### **Erstes Buch: Der Schuldige**

An den Pastor Desartiguer

Engelberg, Oberrhein

Mein lieber Samuel,

ich wähle die Briefform, aber nicht um mit Dir eine seit so langer Zeit unterbrochene Korrespondenz wieder anzuknüpfen. Als Schüler und Studenten verlebten wir unsere Jugend wie zwei Brüder; vom Leben getrennt wechselten wir Briefe, erst häufig, dann seltener, und schließlich hörte durch meine Schuld, wie ich zugebe auch dieser magere Verkehr auf.

Was denkst Du über mich an diesem Sommerende des Jahres 1927? Wahrscheinlich nichts besonders Schmeichelhaftes, und vielleicht bin ich noch weniger wert, als Du denkst. Trotzdem bin ich Deines Herzens sicher. Du hast für mich nicht aufgehört, den stärksten sittlichen Wert in Deiner Person zu verkörpern, und ich kann Dir versichern, daß in angsterfüllten Stunden Dein Wort und

Dein Beispiel in mir immer lebendig werden. Das besagt leider Gottes nicht, daß ich mein Leben danach gerichtet hätte! Aber so seltsam Dir das auch erscheinen mag nach so vielen Jahren des Schweigens und der Trennung, kann ich Dir doch ohne Übertreibung sagen: Ich habe keinen andern Freund als Dich. Beweis dafür ist das Testament, das ich Dir hier mit der Bitte schicke, sein Vollstrecker zu sein. Es ist, wie Du siehst, 1925 datiert, aber keineswegs vordatiert. Ich habe es wirklich im Jahre 1925 vom Notar Capot in Boursès aufsetzen lassen. Ich fühlte mich damals und zum erstenmal in meinem Leben recht krank, und es schien mir klug, das Schlimmste zu bedenken. Aber ich wurde wieder gesund. Meine Krankheit ließ mich bloß einige Jahre einholen, die ich mit meinem Aussehen im Rückstand war.

Heute fühle ich mich körperlich wohl, stehe aber in einer moralischen Krise, ernster als jede Krankheit. Und so bitte ich Dich, das beiliegende Schriftstück günstig aufzunehmen, an dem ich keine Änderung nötig finde, und bitte Dich ferner, das bescheidene Vermächtnis anzunehmen, sei es zur Bestreitung der nicht unbeträchtlichen Kosten Deiner durch mich verursachten Reisen, sei es für Dein christliches Liebeswerk. Im voraus danke ich Dir herzlich. Und jetzt hör' mich an: Dieses Testament hier betrifft nur die Zukunft meiner Habe. Aber es gibt etwas, woran mir weit mehr liegt, und das ist die Zukunft meines Namens, den ich so unversehrt hinterlassen möchte, wie ich ihn empfangen habe. Und mehr als das: es betrifft die Zukunft meines Andenkens bei dem einzigen Menschen, an dessen Urteil mir gelegen ist, und der bist Du.

Lies also dieses andere Testament, das ich hier niederschreibe, und in dem ich mich Dir vermache.

In der kleinen Kirche von Boursès, nackt und ernst, die erfüllt ist von der Erinnerung an die Verfolgungen, die zu Zeiten des Montluc unsere Glaubensbrüder erfahren haben, da sollst Du, so wünsche ich, die letzten Worte über meinem Leichnam sprechen. Ich bin sicher, Du wirst mein Geheimnis nicht verraten. Aber ich will, daß Du vor unsern Brüdern offen sagst, was Du über mich denkst. Denn wenn ich mich auch schuldig weiß, so schäme ich mich doch meiner nicht.

\*

Wie weit liegt das alles zurück, dessen ich jetzt gedenken und wohin ich Dich mitnehmen muß! Aber einige Worte werden genügen, Dir wenigstens die örtlichen Umstände deutlich zu machen. Ich schreibe Dir an dem alten Eichentisch mit den gedrehten Füßen in dem Zimmer, das wir immer »das Bureau« genannt haben. Damals hast Du meinen Vater in diesem Raum gesehen, angezogen wie einen Bauer, Mütze auf dem Kopf, Pfeife zwischen den Zähnen, wie er an diesem Tisch mit wütenden Augen die Abrechnungen seiner Pächter prüfte und zerpfückte. Vieles hat sich in unserm Hause La Gatère geändert; es hat sich Stück um Stück modernisiert. Aber dieses Bureau habe ich unberührt gelassen, wie ich's vom Ahn überkam: den Gewehrschrank, die drei Gestelle mit landwirtschaftlichen Büchern und dem Lexikon, die lithographierten Rennbilder von Alfred de Dreux, die imitierte Ledertapete, den Lehnstuhl mit den Ohrenklappen (das Grün und das Rot seiner Handstickerei ist ein unnennbares Bräunlich geworden), die Glyzine vorm Fenster, die von oben her das Tageslicht frißt, aber einen so schönen Lilaton ins Zimmer bringt, wenn die Sonne voll darauf scheint ... Du hast das zuerst bemerkt, und wir andern sagten es Dir nach; denn Vater, Mutter und ich, bevor ich unter Deinen Einfluß kam,

wir waren nichts weniger als künstlerisch oder sonst empfindsam für schöne Eindrücke.

Nichts also hat sich da geändert. Bis auf eines: die Petroleumlampe, deren sich mein Vater bediente, hat einer elektrischen Ampel Platz gemacht, unter deren opalisierendem Glase, dessen gelbliches Rund auf das Papier fällt, ich sitze und schreibe. Ich selber habe mit Hilfe meines kleinen Dieners Cyrill die elektrische Beleuchtung im Hause gelegt, und sie funktioniert sehr gut. Ich war damit beschäftigt, mit Cyrill eine Zentralheizung einzurichten, als die Ereignisse mich hierin unterbrachen ... In solche handwerkliche Tätigkeiten, für die ich ein gewisses Geschick besitze, habe ich mich in Stunden moralischer Krisen geflüchtet, um nicht denken zu müssen. Da hat man nur mit Kabeln, mit Litzen, mit Löcherbohren zu tun und fällt des Abends, von Müdigkeit gebrochen, ins Bett zu einem tiefen Schlaf von acht Stunden.

Aber zuweilen ist das Denken stärker. Und anstatt daß es sich von der Hände Arbeit aufhalten läßt, hält es sie auf.

Außer dem Licht bin ich es, der sich geändert hat. Nicht der Körperfülle nach, wenn ich auch wie Du die Fünzig ziemlich überschritten habe. Natürlich bin ich nicht mehr der Hervé von der juristischen Fakultät, der Student ... Erinnerst Du Dich der kleinen Wäscherin aus Toulouse und ihres »Herrgott nein, ist er hübsch, der braune Kerl!« ... Will ich den Unterschied zwischen meinen neunzehn Jahren damals in Toulouse und meinen heutigen Jahren messen, brauch' ich mich nur neben meinen Sohn Arnal vor den Spiegel zu stellen. Nach langer Abwesenheit lebt Arnal jetzt hier im Schloß seit sechs Monaten. Er ist dreißig. Er ist mein »jüngeres Ich«, ein bißchen kleiner, aber immerhin einen Meter zweiundsiebzig; hat den gleichen bräunlichen

Teint, dieselben regelmäßigen Züge. Seine Augen sind größer, ein bläuliches Braun. Sein Mund hat bessere Linien, nicht diese häßliche Schwellung, die meine Oberlippe rechts verunstaltet. Aber ohne Anmaßung glaube ich, ich war in seinem Alter hübscher. Die Leute hier sagen nicht »der schöne Arnal«, wie sie einst sagten »der schöne Hervé«. Sie sagen: »Herr Arnal ist gut gewachsen und hat ein nettes Gesicht.« Was nicht hindert, daß ich beim Vergleich im Spiegel feststelle, was der schöne Hervé verloren hat. Die Haare halten ja noch, sind eisengrau und hart wie die unseres Terriers Muche. Arnals zurückgekämmte Haare sind sicher weniger dicht. Aber mein Gesicht ist dicker geworden, die Figur auch. Seit meinem Sturz vom Pferde 1904, der mir das linke Knie ausgerenkt hat, hinke ich zwar nicht, aber ich trainiere doch weit weniger, gehe wenig zu Fuß, gar nicht auf die Jagd. Begnüge mich mit meinem kleinen Zehnpferder, den ich auf den schlimmsten Waldwegen selbst steuere.

Also der schöne Hervé hat den Jahren seinen Tribut bezahlt, während sein Sohn den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hat.

Was nicht hindert, daß meine Neunundfünfzig lebendiger, heißer und alles in allem jünger sind als seine Dreißig. Ich werde Dir das noch zu erklären versuchen. Wenn ich nämlich jetzt schon von Arnal spräche, brächte ich meine ganze Geschichte durcheinander und würde mich nicht mehr herausfinden.

Ganz unverändert und gerade um das alte Haus und seinen Herrn herum blieb die Landschaft, die Du, wild wie sie war und blieb, ja so sehr liebtest. Da kam nicht Feld, nicht Siedlung. Die Städte vergrößern sich, verschönern sich oder verfallen; auf bestellbarem Boden gedeiht die Rebe oder verkommt, wechselt Weide mit Ackerland; aber wo

nichts ist als armseliges hartes Gras und braunes oder schwarzes Gestein, da bleibt die Natur unverändert. Das ist der Fall bei diesem breiten und tiefen felsigen Bruche, den der Wildbach Cayrou so bizarr in eine fruchtbare Hochebene reißt, so daß man um La Gatère, mitten im lachenden Albret, durch ein Stück des schwarzen Périgord zu kommen glaubt.

Wir haben das miteinander genossen, diesen Gegensatz eines unfruchtbaren und wilden Winkels zu der Üppigkeit seiner Umgebung. Zu diesem Winkel zieht es mich immer, wenn ich in Gedanken mit Dir beisammen sein will, mit Dir sprechen, Dir zuhören. Mit Dir nicht wie Du jetzt bist in der Heiligkeit Deines Amtes, sondern wie Du als Schüler warst, der Zukunft unsicher wie ich und voll wirrer Leidenschaften. Ohne uns zu kennen, haben wir uns doch gleich erkannt, damals im Hof des kleinen protestantischen Pensionates von Montauban! Ich kam aus England, wo ich, der Tradition unserer Familie folgend, ein Jahr im College von Salisbury verbracht hatte: die erste Schulpause brachte uns einander nah, und wir trennten uns nicht mehr. In den großen Ferien verließest Du für einen ganzen Monat Deine alte Mama, um mich in La Gatère zu besuchen ... Es kommt mir vor, als hätten dieser und spätere gemeinsame Ferienmonate mehr leibliches und seelisches Leben enthalten als mein ganzes übriges Leben. Unermüdlich war damals unser Körper und unser Geist. Wir fuhren auf dem Hochrad, von dem man so hart fällt. Wir ritten die kleinen Landklepper lahm, die das Stück dreihundert Franken kosteten. Aber ganz besonders wanderten wir nicht endende Wege, schweigend oder so von Gedanken bedrängt, daß wir beide gleichzeitig sprachen. Kamen wir durch ein Dorf, schauten mir die Mädchen, die Weiber nach. Du bemerktest das, Dein Gesicht bekam einen strengen Ernst, und mir wurde unbehaglich vor Deinem Gesicht. Alle beide dachten wir damals an die Frau, aber

jeder auf seine eigene Weise: Du fromm und tugendhaft, wie an eine Gefahr; ich ohne wahre Frömmigkeit, an die Religion nur gebunden durch ererbten Stolz, nicht durch den Glauben, wie an eine köstliche, noch nicht zugängliche Eroberung ... Die Einführung in die Liebe erfolgte für mich sehr frühzeitig; eine Freundin meiner Eltern gab sich dazu her, und ich machte Dich sofort zum Vertrauten in dieser Sache.

... Ich sehe noch, wie Du bleich wurdest, verwirrt, fast traurig. Mit welcher ängstlicher Neugierde Du mich ausfragtest! Meine lustige Ruhe reizte Dich ... »Du bist ein abscheulicher Sünder!« sagtest Du ... »Und nicht einmal das Bewußtsein einer Sünde hast Du! Hast Du denn nicht auch nur für eine Minute Gewissensbisse?« Und ich war ganz ehrlich in meiner Antwort, daß ganz im Gegenteil mein sittliches Gleichgewicht nach diesem Sturz sich plötzlich wie von selber herstellte, während ich vor ihm nervös, unruhig und geplagt von unbefriedigten Begierden gewesen war ... So war es auch in der Folge, besonders damals, als wir in Toulouse uns auf das Lizentiat vorbereiteten. Du auf das philosophische, ich auf das juristische. Je lebendiger meine Verliebtheit war, um so leistungsfähiger wurde auch mein Geist, um so besser studierte ich, um so glücklicher liefen die Examina ab ... Währenddem wurde Deine lange Silhouette immer magerer durch Selbstkasteiung, und ich erriet, daß auch Dir das Ewig-Weibliche nicht gleichgültig war.

Um unsere Jünglingsgemeinschaft noch besser wiederaufstehen zu lassen, bevor ich Dir von neuem mein Herz ausschütte, will ich Dich an eine einzigartige Szene erinnern: sie spielte sich nur ein paar Monate vor unserer endgültigen Trennung ab. Trotz ihrer fast nackten Einfachheit zählt sie zu den stärksten Erinnerungen meines Lebens.

Es war gegen das Ende unserer Lizentiatenzeit. Du warst für vier Pfingstfeiertage nach La Gatère herübergekommen. Vater und Mutter lebten noch: sie dem Aussehn nach noch sehr jung, er schon schwerfällig, aufgedunsen, verkalkt. Es waren Tage lebhaftesten Gespräches über das Leben und seinen Sinn, über Gott, die Hölle, die Frauen, die Liebe ... Wir nannten das anmaßend »Ideenaustausch« ... An einem dieser nicht endenden Maiabende kamen wir zu Fuß über die Höhe von Le Lot nach La Gatère zurück. Ich war hinter meinem Hund her, der einer Spur nach in die Eichen gelaufen war. Als ich mit dem Tier zu Dir zurückkam, standest Du wie gebannt, die Augen dorthin gerichtet, wo eben die Sonne unterging. Ich mußte Dich an der Schulter berühren, damit Du wieder zu Dir kämest. Da sagtest Du: »Ich habe meine Zukunft gesehen. Ich werde ein Diener des göttlichen Meisters werden. Ich werde fern von Dir leben. Eine Frau wird mich lieben. Ich werde Kinder haben.«

Du warfst Dich mir in die Arme, und wir küßten uns. Dann gingen wir ins Haus, sprachen kein Wort mehr. Ich war geängstet. Egoistisch dachte ich: »Und ich? Was wird aus mir? Dasselbe wie mein Vater? Wie mein Großvater? Die Erde Frucht und Wert tragen lassen und gleichzeitig sie beschimpfen? Jagen? Essen und mächtig trinken? Bald sein Weib vernachlässigen, um mit den Pächterinnen schön zu tun? Die Aussicht auf eine solche Zukunft drehte mir den Magen um ... Aber da tauchte vor mir das Bild eines jungen Mädchens auf, das ich übermorgen wiedersehen würde, wie sie mich ängstlich voll Verlangen am Bahnsteig in Toulouse erwartete. Das war sichere Beruhigung, wenigstens für den Augenblick, Erlösung von den quälenden Aussichten auf die Zukunft.

Schon gab ich diesem mysteriösen Trunk einen Namen: das weibliche Opium.

Wir hatten beide das Schlußexamen glänzend bestanden. Drei Wochen der großen Ferien, die ihm folgten, wohntest Du in La Gatère. Am Ende dieser drei Wochen zogst Du mit Deiner Mutter, die Deine Wirtschaft führen sollte, nach Paris, um Theologie zu studieren. Ich diente mein Einjährigensjahr in Montauban ab. In der wilden Schlucht des Cayrou, deren Verlassenheit wir so gern aufsuchten, versuchtest Du zum letztenmal mit der Autorität, die Du durch Deinen erwählten Beruf über mich erlangt hattest, mich zur Enthaltensamkeit zu bekehren. Wir saßen jeder auf einem Felsblock, und ich bewunderte die apostolische Kraft Deines Wortes; mein Herz war ganz mit Dir, meine Vernunft und meine Sinne leisteten Widerstand. Vielleicht haben Deine Beschwörungen mir sogar die Sinne warm gemacht.

Du begannst mit den Worten der Schrift: »Wer sich mit einem Weibe vereinigt, der macht sich ihm gleich ...« Und fügtest hinzu: »Sieh, wie du einen Leib erniedrigst, den der Herr erlöst hat!«

Und ich, der Ungläubige, antwortete: »Aber auch das Weib macht sich mir gleich. Warum also sagen, daß ich mich erniedrige, und nicht, daß das Weib sich erhöht?«

Meine übermütige Bemerkung machte Dich traurig, wie ich merkte. Ich stand auf, setzte mich neben Dich, nahm Deine Hände.

»Es ist nicht alles Ironie in meiner Antwort, Samuel. Ich glaube, nicht ein einziges meiner Abenteuer und es waren viele bloße Gefälligkeiten darunter hat sich vollendet,

ohne daß nicht ein bißchen Freude oder Hoffnung oder ein Geschmack am Guten in der Seele meiner Gefährtin zurückgeblieben wäre, wenn auch nur für eine ganz kurze Weile.«

Du stießest meine Hände von Dir und riefst: »Das heißt die Tugend lästern und das Böse verherrlichen!«

Aber Du faßtest Dich gleich wieder, sahst mich voll Mitleid an und sagtest leise: »Aber Du bist wenigstens ehrlich ...«

Ein paar Tage darauf trennten wir uns, für ein Jahr, wie wir glaubten. Und die Trennung währt noch.

Ich schäme mich, Dir nach solchen Gesprächen zu bekennen, daß ich ein Einjähriger war wie alle andern. Der Dienst, ein bißchen Sport, die Karten, Trinken, die Weiber ... Selbst die Bücher vergaß ich. Meine Briefe an Dich wurden seltener, durch meine Schuld. Du schriebst mir schöne lange Seiten voll moralischen Inhaltes; ich antwortete mit kurzen Karten. In dem derben Milieu schlief mein Gefühl fürs Schickliche ein.

Als das Jahr um war, hatte unsere Korrespondenz fast aufgehört. Ich nahm mir vor, sie in La Gatère wieder lebhafter zu machen. Heimgekehrt bedauerte ich fast, die Kaserne verlassen zu haben. Diese hatte mich bloß fühllos und stumpf gemacht. Das väterliche Haus warf mich wieder in den Zustand unklarer Angst, schmerzlicher Unentschiedenheit und chronischer Verstimmtheit, wozu ich von Natur aus neige und den Deine Anwesenheit während unserer Schul- und Studienjahre so gut zu vertreiben verstand. Du kannst Dir sie nicht vorstellen, diese Kraft des Versinkens, die in der Provinz die

»Schloßkinder« belauert und umfängt, sowie sie nach beendigten Studien wieder heimkommen. Seit ich das menschliche Wort verstehen konnte, habe ich von Pächtern und den Dienern des Hauses hören müssen, was sie uns allen sagen: »Herr Hervé, der braucht nicht zu arbeiten, denn er ist reich und kann leben, ohne was zu tun. Er wäre schön dumm, wenn er arbeitete.« Ich kam zurück in ein Heim, wo nicht durch ihre Schuld, sondern durch die einer Verfassung, die sie ausschloß von öffentlichen Aufgaben weder mein Vater noch mein Großvater, noch dessen Vater und dessen Großvater je irgendwas anderes getan haben, als gut und behaglich von ihren Einkünften leben und sich mit ihrem Grundbesitz beschäftigen, das heißt zuschauen, wie man pflügt, sät, erntet, die Rebe bindet außerdem jagen, fischen, Karten spielen, sich zu Hause oder bei Freunden den Wanst vollschlagen, seiner Frau oder manchmal der Frau des Nachbarn Kinder machen.

Das war das Schicksal, das mich erwartete. Mir schauderte. Stell' Dir danach Deinen Jugendgefährten vor, wie ihn mit einundzwanzig Jahren das Haus wieder bei sich aufnahm. Es ist November. Noch ist das Wetter schön, aber der Hochwald beginnt sich zu entlauben; schon bedrängt uns die Lethargie des nahenden Winters in langen Morgennebeln. In Montauban hörte vor der Roheit der Menschen und ihres Handwerks jedes Denken auf; hier fühlte ich, kaum daß ich mich eingelebt hatte, wie der Sauerteig der Traurigkeit wieder in mir gärte, dem nichts entgegenwirken konnte als Deine Gegenwart oder das weibliche Opium. Ich versuchte zu lesen. Seit einem Jahr hatte ich es nicht mehr getan. Die Bücher stießen mich ab. Ich hatte also nur gelesen, um mit Dir über das Gelesene zu sprechen. Mein Vater? Meine Mutter? ... Ihre Gesellschaft langweilt mich, bedrückt mich. Ich halte sie für minderwertig. Jede Gewohnheit und jede Geste meines

Vaters reizt mich. Auch seine politischen Meinungen. Seine Art der Gutsverwaltung. Ich schäme mich seiner. Meine Mutter ist entzückend; ich sehe sie gern an, ich mag ihre Zärtlichkeit; die Bewunderung, die sie mir widmet, gereicht mir zur Genugtuung; aber wie unwissend ist sie, ganz eingezwängt in die Vorurteile der Kaste, abergläubisch und zuweilen völlig leer und nichtig. Gesellschaftlich kommt man zu dieser Jahreszeit selten zusammen. Außerdem hat mich nie eine Gesellschaft unterhalten, wo ich nicht das verfolgte, was Du ein sündiges Unternehmen nennst.

Was also tun? Ich kehre zu meiner Sünde zurück, zu meiner chronischen Trunkenheit, zum weiblichen Opium!

Ich suche nicht einmal die Gelegenheit. Sie sucht mich. Ich nehme, was genommen zu werden wünscht. Weder aus Sentimentalität, noch aus Zynismus. Wie man eben Opium nimmt. Genau so. Und wieder einmal stelle ich fest: Meine eingeborene Übellaunigkeit, Verstimmtheit, Gelaugtheit, die weder durch Körperübung noch Gesellschaft, weder durch Bücher noch Studium besiegt wird im Verkehr mit der Frau werde ich ihrer Herr. Jeder Frau? Nein. Aber die Auswahl ist zu reichlich und zu unbeschränkt, als daß ich lange zu zaudern brauchte. Sie schließt häßliche und alternde Frauen von vornherein aus. Aber kommt mir ein junges Verlangen entgegen, berauscht es mich, und nur in dieser Trunkenheit vermag ich die öde Gleichgültigkeit zu ertränken, die mein Leben so fade macht. Immerhin lehrte mich eine allzu frühe Erfahrung bereits, daß bei diesen so leicht zu bestehenden Abenteuern das heutige Erlebnis das gestrige nachäfft, und daß das morgige wieder das heutige nachäffen wird. Aber die Pfeife Opium gleicht ja auch allen andern, die man geraucht hat, und es hindert das doch den Raucher nicht, immer wieder und mit der gleichen fiebrigen Ungeduld die schwarze geknetete Kugel in die Pfeife zu stopfen.

Doch ich will nicht doktrinär werden. Ich lasse mich gehen ... Wie ist es doch schwer, seine Gedanken zu zügeln! Ich will mich kurz fassen, will Zahlen und Tatsachen bringen. Die Geschichte vier leerer und feiger Jahre ist nicht ein Blatt Papier wert. Aber mußte ich Dir nicht diesen versumpfenden und elenden Hervé vorstellen, den Du nie gekannt hast?

Februar 1892 starb mein Vater. Meine Mutter, die diesen armen Mann anbetete, bekam bald danach ein Leberleiden und überlebte ihn nicht lange. Schreckliche Öde im Hause. Neurasthenie. Krankhafte Angstzustände. Es endet damit, daß ich mich wie einst auf der Schule (Du protestierst dagegen!) fragte: »Bin ich einfach ein Degenerierter, einer, der sein Gleichgewicht verloren hat?« Kann mich Deine Strenge für schuldig halten, wenn ich in meinen Ängsten eine vorübergehende Beruhigung dort suche, wo ich sie zu finden sicher bin?

Endlich ein Blitz in dieser trostlosen und schwer drückenden Dunkelheit. Schließ mir Dein Herz auf, Samuel, und so weit, als ob ich mich Deiner Freundschaft würdiger gezeigt hätte, als es der Fall war. Hör', was mit mir am 23. September 1896 geschah. An dem Tage verließ ich, es war etwas vor sechs, plötzlich das Haus, als ob mich ein Stelldichein rief. Ich begab mich an jene Stelle am Cayrou, wo ich Dich sieben Jahre zuvor getroffen hatte, gebannt im Angesicht Deines künftigen Schicksals. Ich rief Dich an. Ich sprach mit Dir. Ich flehte Dich an. Ganz laut rief ich: »Rette mich, Samuel! Gib mir einen Rat! Ich stürze in etwas Schreckliches! Was soll ich tun?« Ich hatte die kindliche Vorstellung, daß Du mich hören müßtest und ein Brief von Dir mir bald Antwort bringen würde. Natürlich kam kein Brief. Das dunkle Bedürfnis nach Wundern bleibt aber auch dem Ungläubigen. Ich bildete mir ein, Du

ständig hinter der Antwort, die ich meinen verzweifelten Fragen gab; ich hörte Dich sagen: »Heirate!«

Am 16. Dezember 1896 heiratete ich Marie Angelika von Lagueyse: neunzehn Jahre, unregelmäßiges, frisches Gesicht, reizend ohne Schönheit, Leib einer Nymphe. Ein Wunder! (Mein Aberglaube schrieb es Dir zu.) Ein Wunder! Heilung! Wiederherstellung meiner moralischen Gesundheit, meines sittlichen Gleichgewichts. Das weibliche Opium hab' ich nun ganz nah und künftig nach meinem Belieben, aber selbst aus dieser Leichtigkeit kommt keine Übersättigung. Der Trunk behält seine Kraft der Besänftigung, des Wohlbehagens. Keine Angst, die mich schon im voraus packte. Keine Melancholie, wenn der Trunk getan ist. Ich komme mir vor wie die Vergifteten, die man mit Tabak ohne Nikotin oder mit koffeinfreiem Kaffee geheilt hat.

Und siehe: sechzehn Monate des Friedens ... nein, das ist nicht genug gesagt sechzehn Monate des Glücks.

Ja, Glück! Das Glück ist ja kein Ereignis, kein Gewinn, keine Eroberung, keine Würde. Am Tage nach dem glücklichen Ereignis beginnt die stumpfsinnige Alltäglichkeit des Lebens wieder von neuem. Das wahre Glück hat eine intensive Stetigkeit, eine heitere stille Dauer. Nichts Verblüffendes oder Ungewöhnliches, Einzigartiges erwarten, nicht sein Leben fühlen; mehr oder minder jeden Wechsel fürchten, denn in jedem Fall bedeutet Wechseln ein Wagnis. Den Kopf an die Brust der treuen Geliebten betten; Hände, die man im gemeinsamen Bette sucht, an die man sich klammert, um sich daran aus dem Abgrund der Sorgen zu ziehen ... einen Namen rufen ... und die leise Stimme hören, die neues Leben schenkt.

Ich habe sechzehn Monate dieses dauernden Glückes genossen. Im fünfzehnten Monat brachte Angelika einen Sohn zur Welt, den wir Jean-Marie-Arnal nannten: Arnal ist wie Hervé ein Name unserer Familie. Die Geburt ging nicht glatt, und eine Bauchfellentzündung war die Folge. Aber dieses Mal erfüllte sich das Geschick noch nicht. Angelika erholte sich. Sie behielt wohl empfindliche Bronchien und mußte sehr vorsichtig leben Gegenstand meiner beständigen Sorgen , aber sie lebte. Sie fuhr fort, über die Klugheit hinaus mir jenen berausgenden Trunk der Liebe zu reichen, der mich in einer Weise beglückte, daß mich die Zerbrechlichkeit dieses Glückes in keiner Weise beunruhigte ... Aber ein solches Glück läßt sich nicht erzählen; das Unveränderliche hat weder Maß noch Geschichte. Zudem hat es nichts mit der gegenwärtigen Krise zu tun.

Nicht die geringsten Geschehnisse dieser Zeit sind meiner Erinnerung entschwunden. Ich hab' es nicht nötig gehabt, wie mein Sohn seit seiner Kindheit, jeden Tag die Seiten eines gebundenen Heftes mit Buchstaben zu bedecken, eine Schreibmanie für uninteressante Dinge, die periodisch in unserer Familie auftritt. Seit 1621 (das Jahr, in dem sich mein Urgroßvater in La Gatère niederließ) füllte sich das Schloßarchiv mit faden Bekenntnissen verliebter Frauen und anspruchsvollen Erinnerungen schreibbeflissener Herren der Familie. Die Gedichte gar nicht zu zählen! Schwülstiger, nichtiger Plunder! Gott sei Dank, weder mein Vater noch ich haben diesem Laster gehuldigt, das in meinem Sohn wieder aufblühte. Meine Vergangenheit ist in meinem Kopf niedergeschrieben und lastet dort schwer genug. Auf der Schule behauptetest Du einmal, ich würde eines Tages schreiben. Ich wurde auch für Schulaufsätze belobt, die mir leicht von der Hand gingen. Zusammen mit einigen anderen Begabungen hat die ländliche Faulheit das alles verschlungen. Ich schreibe wenig. Meine persönlichen

Erinnerungen sind die Wirtschaftsbücher meiner Einnahmen und Ausgaben, kurze Notizen über den Wechsel von Dienstleuten und Pächtern. Gräbt das einer einmal aus unserm Archiv aus, so erfährt er daraus nichts weiter als die Preise für Lebensmittel, Pachtsummen und Löhne für Dienstboten zu Beginn des 20. Jahrhunderts und das sparsame Leben eines bescheidenen Schloßverwalters von Albret. Aber wenn ich so darin blättere, kann mich ein Datum, eine Ziffer nicht minder rühren als meinen Sohn, den »Denker«, die Vernünfteleien seiner Tagebücher aufregen.

Auf Seite 143 lese ich: »23. April 1898. Ließ das Häuschen unten am Hügel ausbessern und bewohnbar machen.«

Nicht in fünfzig und nicht einmal in zehn Jahren wird das irgendeinem, der es liest, etwas bedeuten. Für mich ist's wie das gedehnte ferne Heulen einer Schiffssirene, die man nächtlicherweile an den Ufern des Meeres hört.

Oder Seite 154: »Diener und Pächter im Schlosse versammelt und Lagueyse vorgestellt.«

Seite 157. »Einzug von Lagueyse unten am Fuße des Hügels. Er beginnt morgen seine Tätigkeit.«

Es gibt Augenblicke (es ist vielleicht krankhaft, ja es ist bestimmt krankhaft), wo es mich lüstet, meinem Herzen wehe zu tun ... Dann such' ich diese Daten in dem Tagesregister des Jahres 1898 auf und lese sie mit größter Aufmerksamkeit. Es ergibt sich daraus ein so scharfer Querschnitt durch Gegenwart und Vergangenheit, daß es schmerzt bis zur Wollust. Sich zu sagen, daß man das ruhig und gleichgültig hingeschrieben hat, und daß sich in diesem Geschriebenen die erste Ankündigung einer vom Schicksal gestellten tödlichen Falle verbarg! ...

Man verschafft sich so, gebannt über das Blatt gebeugt, die Sensation, in der Vergangenheit die Zukunft vorauszusehen, vor der man erschrickt.

\*

Dabei war Jean-Louis de Lagueyse der harmloseste Mensch. Bruder oder vielmehr Halbbruder meiner Frau, hatte er, selber ohne Vermögen, ein Mädchen ohne Vermögen und ohne gesellschaftliche Stellung geheiratet. Das Pech verfolgte ihn. Guter Landwirt, durchaus nicht dumm, nüchtern, anständig und sogar tugendhaft, hatte er sein mageres Erbe auf einem ungünstigen Boden des Abhanges aufgebraucht. Dann verlor er, nach dreijähriger Ehe und beim zweiten Kindbett die Frau, die er trotz aller Widerstände geheiratet und angebetet hatte. Nun war er mit vierunddreißig Jahren Witwer mit einem Knaben von zwei Jahren und einem kaum der Brust entwöhnten kleinen Mädchen.

Auf Veranlassung von Angelika kam ihm die Familie zu Hilfe. Ein Bruder nahm den Jungen, der übrigens jung sterben sollte, zu sich und ließ ihn mit seinen eigenen Kindern aufziehen. Die Tochter Sidonie wurde von einer Tante adoptiert, einer alten Jungfer, Fräulein von Anglésis, die ein kleines Herrenhaus etwa zwölf Kilometer weit von La Gatère bewohnte (Aubiac, wie Du Dich vielleicht erinnerst; wir gaben unsern Spaziergängen zuweilen dieses Ziel). Meine Frau und ich, wir schlugen Jean vor, unter unserm Dach zu wohnen, und sagten ihm, um seine Eigenliebe zu schonen, seine Ratschläge hinsichtlich der Bewirtschaftung unseres Gutes seien uns wertvoll. Er lehnte ab, erklärte, er wolle sich sein Brot selber verdienen. Man mußte also eine andere Form finden. Er solle Wirtschaftsleiter auf unsern Gütern zu den üblichen

Bedingungen unserer Gegend werden; er würde nicht bei uns, sondern unten in dem kleinen Haus am Fuße des Hügels wohnen, das seit langem unbewohnt sei, aber leicht wieder bewohnbar gemacht werden könne, und das für seine Aufsehertätigkeit mitten in der Domäne sehr bequem liege.

Während der sieben Jahre, die Jean da wohnte, also bis zu seinem Tode, hielt sich dieser wertvolle, vortreffliche Mensch uns gegenüber stolz in den Grenzen eines Angestellten, stolz, aber ohne dies zu übertreiben. Sonntags und Donnerstags aß er zu Mittag bei uns. Sonst nahm er seine frugalen Mahlzeiten zu Hause bei sich, von einem alten Weib bedient. Einfache Mahlzeiten! Er war von Natur aus ein nüchterner Mensch, aber auch aus Gesundheitsrücksichten, denn die Nieren machten ihm grausam zu schaffen. Nach dem Abendbrot erwarteten wir ihn immer im Schlosse, doch kam er nie öfter als zweimal in der Woche. In Gegenwart von Angelika, die eine gute Beraterin war, gingen wir die Gutsrechnungen durch, stellten die Arbeitspläne auf; und blieb dann noch Zeit übrig, spielten wir zu Dritt einige Partien eines heute längst vergessenen Kartenspiels, das jetzt selbst in Albret durch das aufregendere Bridge verdrängt ist.

Mein Schwager billigte eine Unterbrechung dieser Lebensweise nur, wenn unsere Tante, Fräulein d'Anglésis, mit ihrem Mündel Sidonie zu kurzem Besuch nach La Gatère kam. Dann war er einverstanden, alle Mahlzeiten bei uns einzunehmen. Aber die Besuche der Tante hörten bald auf. Sie war eine hochbetagte Dame und blieb ans Haus gefesselt. Von da ab fuhr Jean zu seiner Tochter.

Einen Gutsverwalter von seinen Qualitäten hab' ich nie mehr wieder gefunden. Er leitete die Bewirtschaftung der Domäne mit einer allen Möglichkeiten Rechnung tragenden

Intelligenz und einem die Kräfte seiner schwachen Gesundheit sicher überschreitenden Tätigkeitsdrang. Zudem war er mir ein ergebener Genosse, erkenntlich ohne Servilität, von immer gleichbleibender Laune trotz seiner unaufhörlichen körperlichen Leiden. Schließlich starb er an dem Nierenabszeß, der lange schon seine zerstörende Arbeit begonnen hatte. Zwischen ihm und meiner Frau, für die er eine tiefe Verehrung hegte, bestand während dieser sieben Jahre eine vollkommene Harmonie. Heute bin ich der Meinung, daß jene Krisen der Angst und Niedergeschlagenheit, die Du ehemals bei mir beobachtetest und zu bekämpfen suchtest, viel mehr den Umständen als meiner Natur zuzuschreiben sind. »Du hast gar nichts an Dir von einem, der das innere Gleichgewicht verloren hätte«, sagtest Du mir ... Und das stimmte. Die Feindseligkeit der Umstände wirkte stark auf mich, viel stärker vielleicht als auf den Durchschnitt der Menschen. Aber zweimal in meinem Leben gelang es treuer Liebe, meiner Sinnlichkeit zu gebieten; und treulich bedient nahm ich, ohne die Nerven zu verlieren, es mit den häuslichen Verdrießlichkeiten auf.

Der arme Jean! Als er in dem kleinen Hause am Fuße des Hügels starb und Angelika und ich jeder eine seiner Hände hielten, da ahnten weder sie noch ich, daß mit seinem Kommen in unser Haus er mein eigenes Schicksal dem Abgrund nahe gebracht hatte, in den ich jetzt gestürzt bin.

\*

Wenn ich, um eine Erklärung für das Vergangene zu finden oder aus bloßer Untätigkeit, in dem, was ich den Wust nenne, diesen Familienaufzeichnungen, blättere, die ich geerbt habe; so erstaunt mich die merkwürdige Tatsache, daß die aufrichtigsten und objektivsten Eintragungen häufig etwas von einer Sterbechronik haben. Es ist wahr,

daß alle wichtigeren Sterbefälle der Gegend und des Hofes außer denen von Herrschaft und Dienstleuten im Hause selber hier aufgezeichnet sind. Aber man möchte meinen, daß der Chronist ein sadistisches Vergnügen dabei empfand, die Worte aufzuzeichnen, denen gewöhnlich ein Kreuz vorgesetzt wurde. »Heute verstarb ...« Man möchte glauben, er denkt dabei erleichterten Herzens: »Alle diese Leute sind tot, und ich lebe. Ich befinde mich wohl und ich stelle fest, daß jene tot sind.« Wie sich ein robuster Totengräber am Spiel seiner strotzenden Muskeln freut, während seine Schaufel die Erdbrocken in die Grube wirft.

Jetzt, wo ich selber zum erstenmal den Chronisten spiele, entschlossen übrigens, nur die Geschichte meiner selbst aufzuschreiben, beurteile ich mit weniger Ironie diese düsteren Chronisten. Ich stelle fest: wenn man in sich selbst hinabsteigt, um sich zu verstehen und von sich zu berichten, so steigen eine Menge Tote aus ihren Gräbern und umkreisen einen, wie es geschehen sein mochte im Augenblick, als der Heiland seinen Geist aufgab. Kaum hab' ich zwanzig Seiten geschrieben, so glitten schon in das Halbdunkel dieses trüben Zimmers die Schatten meines Vaters, meiner Mutter und der Jeans. Ein vierter: Jeans Sohn, der kurze Zeit nach seinem Vater durch einen Unfall ums Leben kam. Und noch einer: die alte Gelähmte, das Fräulein von Anglésis. Sie »ging hin«, wie unsere Bauern sagen, dreißig Monate nach meinem Schwager. Sie hinterließ ihrem Mündelkinde Sidonie als ein bescheidenes Erbe die Domäne von Aubiac, Schloß und zwei Meierhöfe im Werte von etwa hunderttausend Vorkriegsfranken. Man bot mir bis zur Großjährigkeit von Sidonie die Nutznießung daraus an unter der Bedingung, Sidonie bei mir aufzunehmen und sie zu erziehen.

Meine Frau, die all meine Liebe nicht ein zweites Mal zur Mutter hatte machen können und die Jean-Louis ein

liebevolles Andenken bewahrte, wünschte, daß ich einwilligte. Ohne ihr Zureden hätte ich vielleicht eine andere Regelung getroffen, um die Erziehung der Waise sicherzustellen. Aber ich konnte Angelika nichts abschlagen. Außerdem erwuchs mir daraus nicht mehr Arbeit als die Verwaltung von einigen weiteren Hektar Land; denn ich war entschlossen, mich um mein Mündel nicht mehr zu kümmern als um meinen Sohn.

Nun, nachdem ich diese Worte geschrieben habe, kann ich es nicht mehr hinausschieben, von diesem Sohne zu sprechen, trotz des Unbehagens, das mich dabei überkommt.

Bin ich ein schlechter Vater?

Nein, Samuel!

Aber, wenn man so sagen kann, ich bin nicht »sehr Vater«. So wie ich nicht »sehr Sohn« meinem Vater gegenüber gewesen war. Ich spüre nicht diesen Zwang einer Blutsbindung. Und um aufrichtig bis zum letzten zu sein: ich spüre nicht die innerliche Notwendigkeit, Wirklichkeit. Als meine Mutter, die ich lange bei mir behalten durfte, nur mehr noch ein Schatten des Lebens war, fühlte ich doch oftmals am Tage das Bedürfnis, sie auf ihrem Zimmer aufzusuchen, ihr zärtlich in die verblässenden Augen zu blicken, ihre eiskalten Finger zwischen meinen Händen zu wärmen. Meine Mutter: das bedeutet für mich immer tausendfache Erinnerung an Zärtlichkeit, Sorge, Lieder, Lachen, Liebkosungen, Nachsicht, Erraten, kurz Liebe und ausgetauschte menschliche Wärme. Bis in den letzten Nerv fühlte ich mein Teilnehmen an diesem unfaßbaren Geschehen ihres Alterns und Hinschwindens. Auch heute

ist der Scherenschnitt der Hebamme gleich nach meiner Geburt noch nicht völlig vernarbt!

Ganz anders mit meinem Vater! Es bedurfte immer einer Überlegung, einer Willensanstrengung, um ihm gegenüber so zu handeln und mich so zu verhalten, als ob das Kindesband zwischen ihm und mir mehr wäre als eine Einbildung.

Und mehr denn je erschien mir dieses Band wesenlos, als ich selbst Vater war.

Als ich Arnal zeugte, bestand der Wunsch zu zeugen kaum bei mir. Ich umarmte eine Frau, die ich anbetete; sie war gleichsam Ursache und Gegenstand meines Tuns. Als mein Vater mich zeugte, war es sicher nicht anders, und ich schulde ihm dafür keinerlei Dankbarkeit. Während meine Mutter (sie hat es mir gesagt) in diesem Augenblick der Hingabe an mich dachte. Und Angelika (sie mußte es mir zugeben) empfand eine Steigerung ihres Liebesempfindens bei der Hoffnung auf ein Kind. Wenn die Pflanze gekommen ist, stirbt das Korn, sagt die Schrift. Aber solange die Pflanze lebt, bleibt sie unlösbar ihrem Schoße verbunden.

Arnal ist mir keinerlei Dank dafür schuldig, daß ich ihm zum Leben geholfen habe.

Aber ich, was schuldete ich ihm? Genau das, was ich ihm mit peinlicher Rechtlichkeit gegeben habe: Leben, Unterhalt, Umsorgung, Erziehung des Leibes und des Geistes, einen gutbemessenen Betrag aus meinen Einkünften für sein Wohlbefinden, in unserm Verkehr Gerechtigkeit und Höflichkeit. Alles das hat er von mir erhalten. Ich könnte ihm nicht mehr geben, wenn dieses »Mehr« besagen will: irgendwelchen Einfluß auf ihn auszuüben, mich ihm anzuvertrauen und von ihm Vertrauen